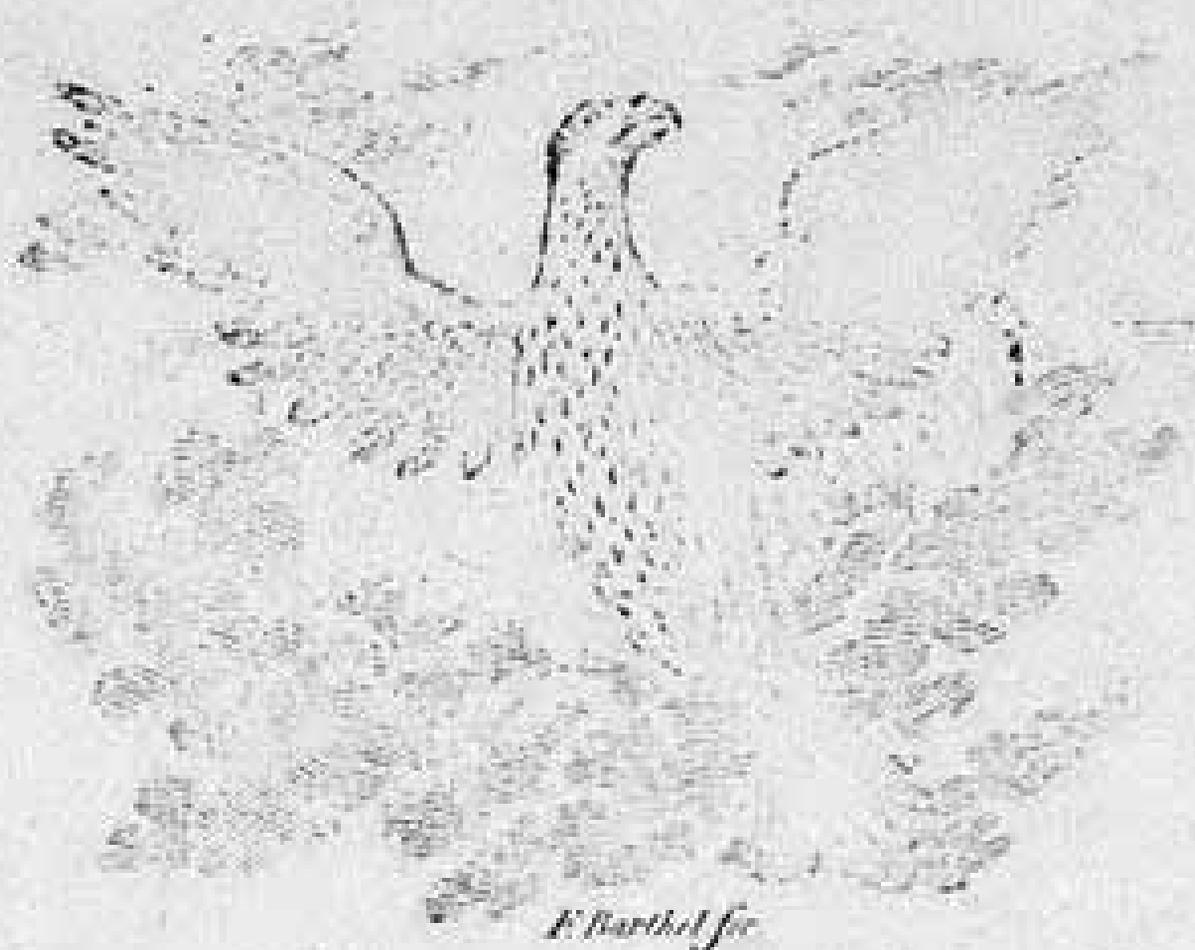


Wilhelm-, Tischbein,
seine Bilder,
seine Träume, seine Erinnerungen
- in dem
Herzoglichen Schlosse
zu Oldenburg.



Bremen, 1822.

Bei Wilhelm Kaiser.



763315

[Vof.: Alexander von Kenuenkampf]

Dem Menschen, der die Welt durchstreift, dem ihre Lichter und ihre Schatten, ihre Gluthen und ihre Kühlungen, ihre Bilder und ihre Worte die Seele ergreifen, das Herz bewegen und die Einbildungskraft beflügeln, dem zeigt sich bald, als auffallende Erscheinung, neben der endlosen Mannichfaltigkeit der Dinge in der Welt, die eben so große Verschiedenheit der Eindrücke auf die Gemüther der Menschen, indem ein und derselbe Gegenstand jeden Menschen auf andere Weise ansprechen, in jedem eigne Empfindungen erregen kann. Hätte nur jeder Mensch so viel Geistesbildung, um die Sprache vollkommen zu beherrschen, so daß er jedes seiner Gefühle vollkommen aussprechen

könnte, so würde sich dieß noch auffallender überall zeigen. Man versuche nur, viele Menschen, jeden einzeln für sich, über einen Baum, einen Garten, ein Buch, ein Bild, eine Statue, oder eine bekannte Idee mit Aufmerksamkeit zu befragen, und man wird gewiß sehr selten in zwei Seelen genau dieselbe Vorstellung von dem Gegenstande finden. Gott selbst, der in Werken höchster Vollendung spricht, dessen Stimme unser eigenes Herz ist, wie verschieden wird er von den Menschen erkannt! Und nehmen wir den Wenigen, die ziemlich einig über die Natur eines höchsten Wesens denken, dasjenige, was Erziehung, eingelernte Worte, Mittheilung aller Art, von dem Einen zum Andern fortpflanzte, und was also als Fremdes sich in ihre Seele eindrückte, wie viel bleibt dann wol jedem Eigenthümliches übrig?

Bei dieser verwirrenden Mannichfaltigkeit wird man versucht, die Gegenstände aller Art als so viel Spiegel anzusehen, von denen

jeder dem Beschauer nur sein eignes Bild, oder einen Theil davon, zeigt; so etwa, wie im Umgange mit Menschen Jeder das im Andern sucht, was ihm selbst angemessen, lieb und werth ist, Jeder nur sich selbst im Andern zu finden bemüht ist, oder wie Jeder, der ein Buch liest, nur sich selbst daraus heraus liest, seine eigne Liebe, seinen Haß, seine liebsten Gedanken und Gefühle; das, meint er, habe der Verfasser gesagt, und wie selten ist es, daß ein Leser sich mit ihm verständigt!

So sieht man eben daher oft, daß sehr verschiedene Gegenstände auf einen Menschen ähnlichen oder denselben Eindruck machen, je nachdem die Beschaffenheit seiner Seele gewissen Eigenschaften in sonst verschiedenen Dingen verwandt oder ähnlich ist. Der strenge, gewaltige Mann, und der sanfte, wohlwollende, können mit gleich angenehmem Eindruck angezogen werden: von einer Landschaft, die dem Einen wilde, schroffe Fel-

sen und finstere Schluchten, dem Andern zartes Abendroth und blühende Auen zeigt; von einem Buche, das gewaltige Bilder gewaltig ausspricht, und süße Liebe mit zarten Worten malt. Je mehr auf einen Menschen verschiedene Gegenstände gleichen Eindruck machen, desto bestimmter spricht sich sein eigenthümliches Wesen, sein Charakter darin aus, und je weniger ein Mensch unterrichtet ist, je weniger Gedanken und Erfahrungen Aenderer ihm eingeprägt sind, um so mehr wird das, was er leistet, was sich in ihm gestaltet, sein Eigenthum, um so mehr wird er selbst seyn, was er ist.

Wilhelm Tischbein, einst Direktor der Akademie in Neapel, ist so bekannt, daß es weder des Lobes seines ausgezeichneten Genies, noch der Anpreisung seiner Werke bedarf. Dennoch scheint die Welt über die Natur seines eigensten Wesens, und daher über seinen eigentlichen innern Beruf als Künstler, noch nicht hinlänglich aufgeklärt zu seyn. Sein Homer in Bildern des Alterthums, mit dem Text von Heyne, nur unvollständig bekannt gemacht; sein Werk der Hamiltonschen Griechischen Vasen-Sammlung, welches dasselbe Schicksal hatte (beide Werke kommen jetzt vollständig bei Gotta in Tübingen heraus); seine 4 großen Gemälde im Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg: Cassandra, vom wüthenden Ajax geraubt, Abschied des Hector, Helena und Menelaus, Odysseus und Nausikaa, Figuren in Lebensgröße — diese Werke überzeugten die Welt davon, daß Tischbein mit großer Vorliebe für das

Alterthum, wie sie aus gelehrter Kenntniß desselben hervorzugehen pflegt, sich ganz besonders zu diesen Darstellungen berufen fühle. Das ist indessen doch nicht der Fall. Wie er selbst fast keinen andern Unterricht gehabt, und aus nichts Belehrung geschöpft hat, als aus Bildern, und aus Beobachtung der Natur und der Welt, deren Darstellungen dem Auge des Künstlers auch nur belehrende Bilder waren: so fand er in den unsterblichen Gesängen Homers nicht bloß die angenehmste und erhabenste, sondern auch die sicherste Belehrung über die geistige Natur des Menschen und seine Pflichten, und eilte mit glühendem Eifer, diese Lehren in Bildern des Alterthums selbst dem größern Publikum vor's Auge zu stellen. Und, einmal vertraut mit diesem Gegenstande, lag ihm auch kein anderer so nahe, um in großen Gemälden die schönsten menschlichen Formen in großen heroischen Momenten zu zeigen.

Zu einer andern Zeit sah man in Ham-

burg das riesenmäßige Bild, auf dem der General Bennigsen mit seinem Generalstabe, mit Kosaken und Ordonnanzen zu Pferde, dargestellt ist, und auf welchem die schönen und ganz charakteristischen Pferde jeden Beschauer in die angenehmste Bewunderung versetzen; ferner im Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg die Bildnisse des Grafen Anton Günther auf seinem prächtigen langmähnigen Schimmel, und des Königs Christian IV. von Dänemark auf einem sehr schönen Rappen; ferner eines seiner vorzüglichsten Gemälde, die Amazonen, wo ein Duzend, mit hohen Panzen bewaffneter, schöner weiblicher Gestalten, in den kühnsten Stellungen, auf wilden Rossen von der größten Schönheit, in den mannichfaltigsten Bewegungen, aus einer finstern Felsenschlucht, dem anbrechenden Tage entgegen, ins weite Blachfeld sprengen. Wer diese Bilder hinter einander gesehen, und davon die Seele voll hat, dem könnte sich un-

ser Künstler vielleicht als Bataillen-Maler oder als Pferde-Maler darstellen, der sich diesem Fache aus Neigung besonders gewidmet hätte; aber dies zu glauben, wäre abermals ein Irrthum; eben so, wenn man bei ihm seine zahlreichen Portefeuilles, voll von Löwen, Tigern, Hunden, Katzen, Füchsen, Eseln, Gänsen, Rindern, Schafen u. gesehen hätte, und ihn deshalb einen Thiermaler, oder von den vielen Portraits, die es von ihm giebt, ihn einen Portraitmaler nennen wollte.

Wir sagten oben: je mehr auf einen Menschen verschiedene Gegenstände gleichen Eindruck machen, um so bestimmter spricht sich sein eigenthümliches Wesen, sein Charakter, darin aus. Dies ist bei Tischbein in hohem Grade der Fall. Die Schönheiten der äußern Welt beherrschen seine Seele; aber sein scharfes, verständiges Auge erkannte schon früh, daß nur das vollkommen Eigenthümliche, Charakteristi-

sche, in allen einzelnen, leblosen und lebendigen, Geschöpfen der Natur wahre Schönheit ist; und selbst diese, so scharf bezeichnen, Schönheiten sprechen seine weiche Seele besonders von der lieblichen, zarten und sanften Seite an, die an andern Charakteren, an gewissen Gegenständen, ganz verloren gehen.

Sollen wir aussprechen, was uns Tischbeins Charakter als Mensch und Künstler am deutlichsten zu bestimmen scheint, so sagen wir: die Seite aller Gegenstände, die ihn zuerst und unmittelbar anspricht, ist die der Eigenthümlichkeit, des Charakteristischen, des Gegenstandes selbst; dieser lebt in seiner Seele, wie in dem Elemente der Zartheit und Lieblichkeit, und bei der bildlichen Darstellung desselben macht er sich klassische Schönheit und Reinheit der Formen zur Pflicht.

Wem diese Bezeichnung nicht genügt, den verweisen wir auf die eigne Ansicht des

letzten Werkes unsers Künstlers, das zu den obigen Entwicklungen die unmittelbare Veranlassung gegeben hat, und welches von einer Gattung ist, wie die Welt von ihm noch keines kennt, und ohne welches Wilhelm Tischbein als Künstler nicht zu beurtheilen ist.

Es ist dies neueste Werk Tischbeins eine Sammlung von fünfzig kleinen, mit vorzüglicher Sorgfalt ausgeführten, Bildern, die im Sinn des malenden Dichters ein Ganzes ausmachen, wenn sie gleich dem Zuschauer auf den ersten Blick wenig Zusammenhang zu haben scheinen. Wenn der Sänger mit Recht sagen kann:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet:

so darf gewiß auch der Maler sagen:

Ich male, wie der Geist es webt,
Der mir im Herzen wohnt;
Das innre Bild, das vor mir lebt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Diesen Lohn aber theilt Jeder, der mit unbefangener, offener Seele das Schöne genießt, wo sich's ihm bietet, der nicht, wie so manche beklemmte Kunstrichter, nur Feh-

ler oder Vorzüge nach selbst gemachten kalten Regeln sucht, der mit Wohlgefallen genießt, was der Künstler mit Liebe schuf, nicht aber mit der vorgefaßten Absicht, zu beurtheilen, vor das Kunstwerk hintritt, und seine Kennerschaft durch Tadel zu beweisen sucht.

Man denke sich das Portefeuille eines Künstlers, voll von Blättern aus verschiedenen Zeiten, welche Gegenstände ganz verschiedener Art und Natur enthalten, die jedoch zusammengelegt wurden, weil sie alle von gleicher Liebe erzeugt waren, weil die verschiedenen Gegenstände gleich lebhaftes Interesse für den Meister hatten, deren Zusammenhang zwar nicht gleich einleuchtet, die aber zusammen doch ein Ganzes ausmachen, das den Sinn und die Art des Meisters erklären, und wiederum nur aus diesen erklärt werden kann. Man denke sich diese einzelnen Blätter, wie Zeit und Gelegenheit sie zusammensfügten, mit großer Liebe und

Sorgfalt auf der Leinwand ausgeführt von dem Meister selbst, und denke sich diesen als unsern bekannten Wilhelm Tischbein, so wird man der Idee des Werkes, von dem hier die Rede ist, sehr nahe kommen.

Diese Sammlung schmückt ein kleines Vorzimmer des Herzogs von Oldenburg, neben dessen Kabinette im Schlosse zu Oldenburg. Die Gemälde sind nicht alle von gleicher Größe, haben aber, mehr oder weniger, $1\frac{1}{4}$ oder $1\frac{1}{2}$ Fuß im Quadrat. Die Folge, in der sie neben und über einander hängen, scheint so wenig nothwendig, daß wir sie hier in einer Folge aufzählen, die uns für den Augenblick die bequemste ist.

I.

Was durch den Glanz hochgetriebener Farben gleich am lebhaftesten ins Auge fällt, ist ein Apollo Musagetes, auf goldner Stufe erhöht, zur Lyra singend, das umlorbeerte Haupt mit ernstern Blicken aufwärts gerichtet. Ein beflügelter Genius in der Höhe krönt den göttlichen Sänger. Links, in den Lüften, schwebt die Begeisterung, mit zwei Fackeln, eine für den epischen, die andre für den Hirten-Gesang. Rechts, wie auf Wolken, sieht man Pallas Athene, die friedliche Lehrerin weiblicher Künste, und neben ihr Mars. Zu beiden Seiten der Stufe sitzen Pan, der Hirtengott, auf einem Felsenblocke, und Paris, dem Gesange der Thaten horchend, die der von ihm entzündete Krieg schuf. So erklärt man ein altes Vasengemälde, welches Tischbein lebendig darstellte; und wenn man der Anordnung in dem Bilde diese Herkunft abmerkt,

so erinnert die Gestalt des hohen Sängers
an den geschmückten Arion, von dem A.
W. Schlegel singt:

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt dufend das bekränzte Haar.

Die Cithar ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein ic.

II. III. IV.

Drei Bilder, die nun folgen, deren
Vorstellung der tönenden Lyra des Musen-
gottes, in ächt antikem Sinne, nahe ver-
wandt sind, zeigen a) die drei Grazien,

nicht so eng gruppirt, wie die allgemein be-
kannte Gruppe derselben, sondern mehr ab-
gesondert, und wie in einem Tanze begriffen,
indem ein zarter, kaum ins Auge fallender
Schleier eine gleichsam geistige Verbindung
der drei schönen Gestalten andeutet; — b)
denselben Gegenstand, in zwei Gestalten
dargestellt, diese zwei aber in lebhaftern Wen-
dungen gegen einander, in sehr reizenden
Stellungen, sich tanzend bewegend, indem
ein Schleier, wie vom Winde gewehte Ne-
belstreifen, die eine umflattert, und die an-
dere mit durchsichtigem Gewande bekleidet ist;
— c) noch zwei andere, gleichfalls schwe-
bende weibliche Gestalten, die, wie von den
Lüften beweglich getragen, halb aufrecht, halb
liegend, wie einander im Kreise begegnend
und vorbeischwebend, in dem Momente ge-
faßt sind, da sich die schönen Körper durch-
kreuzen und die Arme sich verschlingen; Stel-
lungen, wie sie der üppigen Phantasie im
sanft drehenden Tanze vorschweben können,

und wie Fischbein sich die Töne Apollo's bezeichnend andeutet. — Bei Uebersendung dieser Bilder nach Oldenburg, fügte der Künstler in mehreren Briefen dem einen und andern Stücke einige Worte hinzu, die entweder den Gegenstand selbst oder die Veranlassung zu dem Bilde betreffen. Wir werden mitunter diese eignen Worte bei dem Bilde, das sie begleiteten, anführen. Von dem letztern heißt es: „Mit den zwei »schwebenden Figuren, welche sich drehend »wenden, versuchte ich auf die Töne hinzudeuten, welche der Lyra des Anführers »von dem Mädchenchore entschweben.“

Wenn die Alten gewöhnlich drei Grazien, zu andern Zeiten und unter Umständen aber zwei Grazien annahmen, so war das gewiß nicht zufällig, sondern unter gegebenen Bedingungen nothwendig. Unser Künstler stellt uns die Drei als ein höchst reizendes Ganzes dar, dem kein Theil fehlen darf, um nicht das Ganze zu zerstören, und zugleich

wieder die Summe des Ganzen in zwei Grazien, die wiederum so vollkommen ein Ganzes sind, daß es durch eine dritte nur verunstaltet werden würde. Daß dies von der weisen Anordnung der Bilder, von der Art der Bewegung und Stellung abhängt, ist einleuchtend; eben so sehr aber auch, daß die Einsicht dieser Anordnung im Gefühle des Künstlers liegt, und nicht mit Worten erklärt, nicht gelehrt werden kann. Nach der Idee des Künstlers sollten diese Bilder sich auf den Apoll beziehen, und die Grazien sollten an den höchsten Wohlklang des Gesanges erinnern.

Das landschaftliche Beiwerk zu den beiden ersten dieser drei Darstellungen ist sehr schön und entsprechend; in Nr. II. Wald und Wiesen, in Nr. III. ein breiter Strom mit schönen Ufern und Felsen; über diesen Triften sieht man gegen den Himmel den Tanz der Grazien, wie eine schöne Fata Morgana.

Nr. VI. hat eigenthümliche Vorzüge in der großen Schönheit der reinen Formen und in den vorzüglich schönen Bewegungen der reizenden Frauen-Gestalten.

V.

Diese Vorzüge theilt ein anderes Bildchen von ganz außerordentlicher Schönheit: eine zarte nymphenhafte Gestalt, die aufwärts schwebt, sich pendelgerade vom Boden erhebend. Ein klarer Schleier umwallt die schönen Glieder, den sie, hinaufblickend, mit der Linken im gefälligen Bogen erhebt. Eine weite Ebene breitet sich zu ihren Füßen bis ins ferne Gebirge aus, und man sieht in derselben eine feine Rauchsäule sich in unbeweglich stiller Luft erheben, und in der Höhe sich wie dünnes Gewölk ausbreiten. Die jungfräuliche zarte Schönheit, die reinen Formen, das klassische Ebenmaß dieser weiblichen Gestalt, die einfache Darstellung, die den zerstreutesten

Blick sammeln und binden muß, wäre das schönste dieser Art, wenn nicht

VI.

Ein Bildchen dieser Sammlung, welches der Meister „die Nebelnymphen“ nennt, ihm den Preis der Schönheit streitig machte. Von einer Seite des Vorgrundes zur andern ist der Horizont der Meeresfläche frei, und die aufgehende Sonne wirft ihre Strahlen nach allen Seiten aufwärts, und ihre glänzende Feuerbahn abwärts auf den feuchten Spiegel. Sie ist gekommen, die Nebel zu zerstreuen; die Nebel aber zeigt uns der Künstler in den schönsten weiblichen Gestalten, ätherisch schwebend, ihr lustiges Geschäft so eben vollendend vor dem Verschwinden. Rechts im Bilde schreitet ein Felsen über das Meer hinaus; Rosen, wilder Wein und schlankes Gesträuch bekleiden zum Theil seine rauhen Glieder. Eine Nymphe schwebt fast horizontal über dem

Meere heran, saugt noch begierig die süßen Düste der Rose ein, die sie so eben befeuchtend erquickt hat, wie die Schale und der Krug in ihren Händen andeuten. Das eng unter der Brust anschließende Gewand fließt an der schönen Gestalt, an den üppig schwelenden Gliedern hin, und weht in die Luft hinauf. — Ueber dieser horizontal schwebenden erhebt sich, hinaufringend, in diagonalen Richtung, die zweite Gestalt; und die dritte schwebt neben ihr, und noch höher, in ganz senkrecht hinaufziehender Stellung; so daß diese drei Gestalten eine überaus reizende schwebende Gruppe bilden. Die mittlere hat schon, wie eben abgerufen, ihr Gesicht verlaßen, reicht mit den Armen, wie sehnsüchtig, nach der Himmelshöhe, und so senkt sich auch das aufgelösete Gewand schon herab, wie eine Bürde, die zurückgelassen wird. Die dritte, deren Haupt am obern Rande des Bildes schon die Wolken zu beschatten scheinen, da die niedrigere Sonne

kaum den untern Theil des Gesichtes beleuchtet, breitet selig die Arme aus nach der Heimath, während das Gewand in schwellende Nebel zerfließt, nur noch, geisternäßig, die schönen Beine verhüllt, und sich in der Höhe des Hintergrundes dämmernd verliert, wie lustige Falten des Wolkenmantels, der des Himmels Klarheit verbirgt, wo das sterbliche Auge nach höherer Bedeutung vergebens forscht.

Die untere irdische Gestalt ist am meisten ausgeführt, die mittlere ist's weniger, und die höchste ist nur wie ein gestalteter Nebel; so wie auch nach der Höhe zu die Formen des Felsens und die Nebel gestaltlos zusammenfließen. Der Ton des Ganzen kündigt die Frische des Morgens, die milde, labende Kühle des warmen Himmelsstrichs an, und die Schönheit der Gestalten ist von irdischer Wärme, mit himmlischem Reize erhöht.

Es giebt kein Bild, wie dieses, das so

heitre Träume von ernstern Ahnungen in der Seele des Beschauers erweckt, und so vollkommen dazu gemacht ist, einen bleibenden Eindruck hochbedeutender, aber gestaltloser, traumähnlicher Bilder im Gemüthe zu befestigen. Es giebt uns einen Wink, wie der Künstler das selige Hinscheiden empfinden kann; und wenn der Dichter und der Redner, um die Gränzen menschlicher Einsicht figurlich auszudrücken, von Nebeln sprechen, die uns die Zukunft decken, so scheint der Maler hier aufsteigende Nebel zu zeigen, wie sie in die Zukunft deuten und winken. Denn wenn die unterste Nymphe der Gruppe zu flüstern scheint: zum letztenmal! so drückt die Geberde der mittlern aus: ich komme! und die der höhern, mit höchster Sehnsucht: hinauf zu dir!

VII.

Wir wenden uns zu dem folgenden Bilde. — Aus der Ferne gesehen, zeigt es

einen sehr großen bunten Schmetterling; tritt man aber näher, so erblickt man mit Ueberraschung abermals eine Morgenscene. Die Sonne ist eben über der erwachenden Gegend aufgegangen, steht in voller Birkelscheibe; von den Dünsten der Erde eingehüllt, über dem Horizont, und über der dämmernden Landschaft schwebt, in aufrechter Stellung, wieder eine der reizenden Frauengestalten, die in Tischbeins Phantasie ein unvergleichbares Paradies von Huldgöttinnen bilden. Aber die Nymphe trägt zwei bunte Schmetterlings-Flügel, so groß, daß sie selbst in dem Verhältnisse zu denselben erscheint, wie der Körper eines wirklichen Schmetterlings zu seinen Flügeln. Sie hat die, mit bunten großen Augen und Perlen geschmückten, Flügel zusammengeschnitten, wie ein Schmetterling, der sich auf den Kelch einer Blume niederläßt; die Hände hält sie nach vorn, der aufgehenden Sonne entgegen, in der Stellung freu-

diger Ueberraschung, wie Kinder von dem Glanze des Weihnachtsbaumes entzückt und geblendet sind.

Man wünscht bei ihrem Anschauen, daß sie von keiner Berührung strenger Kritik verlegt werde, « und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige. » Die Idee ist so einfach, daß sie der Kritik entschlüpft; aber so einfach, wie sie ist, so zart und lieblich ist sie auch, und die Empfindungen, die sie erregt, sind so wenig festzuhalten, wie der ewig wechselnde Zauber der zarten Kindheit. Solcher Empfindungen aber ist das weiche, erregbare Herz unsers Künstlers voll, und es bedarf kaum einer homogenen Veranlassung, ja oft nur einer flüchtigen Sinnen-Täuschung, um seine rege Phantasie zu besflügeln, und solchen Empfindungen Form und Gestalt zu geben. So war es mit der Veranlassung zu diesem Bilde, wovon er sagt:

« Mit dem Tage erwacht, bemerkte ich

» einst an der schwebenden Fensterscheibe Um-
 » risse, wie die Gestalt eines weiblichen Kör-
 » pers. Ich blickte genauer hin: die Perlen
 » und Kry stall = Tropfen zeichneten die Ge-
 » stalt immer deutlicher mit dem steigenden
 » Tage; es entfalteten sich zwei große Schmet-
 » terlingsflügel an ihr, in denen herabfließen-
 » de Tropfen die Nerven der Flügel, andere,
 » zusammenfließend und aufgehoben, die gro-
 » ßen Augen derselben bildeten. Das Bild
 » war weiß, kry stallhell und wie von De-
 » mantblitzen belebt; aber als Aurora nun
 » mit der Farbe der Freude durch die Zweige
 » der Bäume in den Perlenthau der Fenster-
 » scheibe blickte, der zarten Gestalt die Farbe
 » des rosigen Mädchenkörpers gab, und die
 » Flügel von Karfunkel, Rubin, Smaragd,
 » Sapphir, Topas und Perlen prangten, da
 » stieg die ewig jugendliche Psyche selbst vom
 » Fenster in meine Seele herab, — ich er-
 » griff Pinsel und Palette, und suchte ein Bild
 » ihres Bildes auf der Leinwand festzuhalten. »

VIII.

Nach zwei so reizenden Morgen ist es nun Aurora selbst, die wir dargestellt sehen. Die Göttin schwebt aufrecht, mit zurückgebeugtem Haupte, eng eingehüllt in ein weißes Gewand, das sich wie Wolken über ihrem Haupte ausbreitet. Der erröthende Horizont kämpft mit der Nacht des dunkeln Himmels; aber in weitem Kreise um ihrem Haupte gestaltet sich die Farbe der Göttin zu einem eignen Himmel, einem weiten Kreise von prachtvoll aufgeblühten Rosen. Es ist nicht bloß der Tag, der Glanz der Sonne, den sie verkündet, es ist auch die brütende Wärme derselben, der Frühling und die ganze ausblühende Pracht der Natur, die wir niedersteigen sehen zu der braunen Erde.

Der Künstler sagt davon: »An einem der merkwürdigsten Orte der Welt habe ich Aurora am schönsten gesehen. In Gesellschaft mehrerer deutschen Künstler hatte ich

» die Geistlichen des Klosters zu Marino bei
 » Rom besucht; sie nahmen uns mit der
 » freundlichsten Gastfreiheit auf, und besorg-
 » ten uns Pferde zu unserer beabsichtigten
 » Bergreise. Durch einen kleinen Eichenwald
 » gelangten wir an den zauberischen See von
 » Albano, mit seinem Emisar, seinen Nym-
 » phäen und dem romantisch gelegenen Alba-
 » longa, Romulus Geburtsstätte, von wo
 » wir weiter zogen nach dem Orte, wo Han-
 » nibal seine Afrikanischen Eroberer lagerte,
 » auf den Gipfel des Montecavo, zu den Rui-
 » nen des Tempels des Jupiter Latialis, nie-
 » derschauend in die weite Ebene, wo die
 » Kraft erwuchs, mit welcher Rom die Welt
 » bezwang; ferner an den Ort, wo Aeneas
 » mit seinen geflüchteten Trojanern landete,
 » nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's
 » Villa u. s. w. So durchstreiften wir viele
 » Tage diese merkwürdige und schöne Gegend,
 » und kehrten jeden Abend ins Kloster zurück,
 » wo ich jeden Morgen die aufgehende Sonne

» belauschte. Eines Morgens, als ich von
 » der Höhe des Klosters schon lange auf die
 » braune Erde herabgeblickt hatte, erschien
 » endlich Aurora, über dem braunen Walde
 » am Gebirge heraufsteigend, den blassen Ros-
 » senschein warm und belebend über die Schat-
 » ten der Nacht verbreitend. So schön hatte
 » ich sie noch nie gesehen, selbst nicht in Ne-
 » apel, wo ich ihr zu Gefallen so manchen
 » feuchten Morgen auf dem Balcon stand.
 » — Hier malte ich Aurora, und sie erneu-
 » ert bei jedem Anblicke die dort genossenen
 » Freuden in meiner bewegten Seele.»

IX.

Einige Aehnlichkeit in der Eröffnung
 der Scene durch den Ton der Beleuchtung
 hat mit diesem Bilde das einer andern weib-
 lichen Gestalt, die, aufrecht schwebend, in
 einen weißen Mantel gehüllt, etwas vorge-
 beugt, ein schlafendes Kind in den Ar-
 men hält und an die Brust drückt; es ist

noch Nacht, aber in Osten malt sich der Him-
 mel schon hochroth. Es ist des zarten Kind-
 leins Morgenschlaf in den Armen der
 zartesten Liebe; mit welcher Innigkeit muß
 nicht der Blick jeder jungen Mutter an die-
 sem Bilde hängen!

X.

Eine Frauengestalt, in weißem, klaren,
 geblühten Kleide, mit nachflatterndem gelb-
 lichen Shawl, mit einem weißen Tuche, zier-
 lich auf die dunkeln Locken um den Kopf
 gebunden, und eine, Strümpfen ähnliche,
 weiße Bekleidung an den Füßen, schwebt
 von oben herab, in aufrechter Stellung,
 den Kopf etwas gebeugt, wie herabblickend;
 das Niederschweben ist mit Kunst ausgedrückt
 durch das dadurch von unten auf von der
 Luft aufgeblähte Kleid. Wer mag hier dem
 Künstler nachrechnen, was er sich dabei ge-
 dacht hat, und was das Bild ausdrücken
 soll? Er hat sich nicht darüber erklärt; uns

scheint aber die, der heutigen Frauentracht nicht ganz unähnliche, Bekleidung auf eine bekannte, vielleicht geliebte Person zu deuten; und ist es eine Hingeschiedene, deren freundlichen Besuch nach dem Tode man sich so gern in der bekannten irdischen Gestalt und Umgebung denkt, so konnte das Herabschweben aus unbekanntem Höhen nicht verständlicher dargestellt werden, als durch dies Bild, das nur eine graue Nacht zum Grunde hat. — Man sieht, wie hier für jede Stimmung der Seele Nahrung, Entwicklung und bildliche Darstellung ist.

XI.

» Weder Theatertänzerinnen noch aufgesperrte Lichtputzschereen sind mir je im Traume erschienen; aber die Göttin des Tanzes habe ich gesehen, von den Grazien selbst unterrichtet. Sie stieg herab von einem roten Wagen, mit schlankhalsigen Schwänzen bespannt; auch Aphrodite stieg von ih-

» rem goldenen Taubenwagen, und beide schwebten hernieder in den Kreis der Versammlung. Die Huldgöttin setzte sich zu den Zuschauern; die, welche durch zierliche Wendungen entzückt, begann den Tanz etc. » So spricht der Meister von einem der reizendsten Gemälde dieser Sammlung; und wirklich sieht man hier eine Gestalt, die der Erde kaum anzugehören, und vielmehr berufen scheint, den Ausdruck irdischer Freude im Tanze durch himmlischen Zauber zu adeln. Es ist freilich aus dem Spiele ewig wechselnder Bewegung ein sehr flüchtiger Moment festgehalten und bleibend gemacht, welches gegen den Sinn der eigenthümlichen Grazie des Tanzes zu streiten scheint; aber auch nur scheint, denn es muß Jeder aus eigener Erfahrung wissen, wie die Erinnerung an oft wiederkehrende, vorzüglich reizende Bewegungen um so mehr das Bild einer bleibenden Stellung in der Phantasie befestigt, als bei dem Anblicke selbst die Flüchtigkeit

des Momentes der Bewegung unser Bedauern und den Wunsch des Festhaltens erregte, weshalb denn auch die Alten den Tanz so oft und gern in Stein abbildeten. So auch Canova in einer der schönsten Statuen neuerer Zeit. Diese Statue aber mit der vorliegenden Darstellung verglichen, bildete Canova doch, so reizend sie auch ist, nur eine Tänzerin, Tischbein aber wirklich ein Bild der Göttin des Tanzes. — Ein grüner Mantel, den sie mit jeder Hand an einem Zipfel hält, weht mit tausend schönen Falten und Windungen hinter ihr in den Lüften; und auf diesem Grunde sieht man die unverschleierte, üppig reizende, schlanke Gestalt über der Erde schweben, die einen schönen Landsee, mit Wald, Wiesen, einladenden Buchten, und Bergen in der Ferne, zeigt. — Ein höchst anziehendes Bild.

So wie die erwähnten schönen phantastischen Gestalten in den Lüften schweben, gleich denen des Alterthums in den Herculanischen Gemälden, so giebt es deren noch sechs andere, (XII — XVII.) von denen jegliche auf einem Schnörkel, nach Weise der Arabesken, oder auf einer Art Ranke, in sehr reizender Stellung sich wiegt, liegend oder sitzend, und mit diesem lustigen Ruhebett weder die Erde noch den Himmel berührt, gleichsam wie zu schön für jene, und zu reizend für diesen.

So ruht, halb sitzend, auf solcher Arabeske, vom Haupte bis zu den Füßen in weißes Gewand eng eingehüllt, eine Frauengestalt, fast in der Stellung der Capitolinischen Agrippina, welche die Beine lang ausgestreckt hält; diese hält aber die Arme nachlässig gekreuzt, und beugt den Kopf halb vorwärts und seitwärts, wie in nachdenken-

der Stellung. Ueber die Veranlassung zu diesem Bilde läßt sich der Meister selbst also vernehmen: »Ich hatte einst eine kranke
 »Freundin besucht, die nicht lange mehr in
 »unserm warmen Leben bei uns bleiben sollte.
 »Sie saß, in ein weißes Tuch gehüllt, auf
 »einem Ruhebett, still, ruhig, aber äußerst
 »schwach. Ich fühlte, daß ihr Geist nicht
 »angestrengt und sie selbst nicht zu vielem
 »Sprechen verleitet werden dürfe, und ich
 »versuchte, sie mit heitern Vorstellungen an=
 »gemessen und ermunternd zu unterhalten.
 »Ich sprach von der schönen Umgebung Nea=
 »pels, und besonders von den unvergleichli=
 »chen Meizen der benachbarten sogenannten
 »eliseischen Gefilde, die ich mit Lebhaf=
 »tigkeit und Wärme schilderte. Meine Ab=
 »sicht hatte ich erreicht; ihr ruhig heiteres
 »Antlitz zeugte von den lachenden Bildern,
 »die die Seele dieses hinwelkenden Körpers
 »verjüngten. Daheim in meiner Werkstatt
 »malte ich mir das Bild dieser Freundin,

»wie sie vor mir gesessen hatte; — — bald
 »nachher war sie wirklich eingegangen in
 »Elisium.»

Was uns diesem Bilde sehr viel Glanz, Effect und Haltung zu geben scheint, ist das Beiwerk, eine Meeresküste schroffer, gewaltiger Felsen und Bergrücken, die aber, wie von einem magischen Lichte, blaßröthlich und matt schimmern in dem zauberischen Dufte südlicher Atmosphäre, welches selbst der Figur eine eigenthümliche Bedeutung und dem ganzen Bilde einen Reiz giebt, der nur gefühlt werden kann, und so zart ist, daß er dem Worte entschlüpft. Die Felsen kündigen in ihren Formen, wie die stille Meeresfläche und die Stellung der schönen Frau, Ruhe aus, und die Beleuchtung eine stille Heiterkeit; aber Ruhe und Heiterkeit sind hier nur Eins. Es muß überhaupt bemerkt werden, daß Tischbein in diesen Bildern ein außerordentliches Talent für eigenthümliche Schönheit der landschaftlichen Darstel-

lung entwickelt. Seine Landschaften sind allemal so reif gedacht, daß sie als Beiwerk der Figuren durchaus wesentlich, und auch für sich allein ein reizender Gegenstand sind.

XIII.

Zwei schöne Mädchen sitzen, zierlich gegen einander hingewendet, auf einem gekrümmten Stengel; eine in gelbem, die andere in grünem nymphenhaften Gewande; sie haben ein Blumenkörbchen, winden Kränze, und streuen Blumen herab auf die Wiesen, die sich in schöner weiter Ferne verlieren, und abermals eine schöne Landschaft machen.

XIV.

Nicht minder reizend ist ein anderes schönes Mädchen, grün gekleidet, das, wie ein Vöglein auf seinem Zweige, einsam da sitzt und den Genossen erwartet.

XV.

Noch eine ist sogar eingeschlafen, und ruht, üppig hingegossen, auf dem krummen Schnörkel so bequem und sicher und anmuthig, wie die zärtlichste Sultantin auf weichen Polstern, oder wie am Quell auf duftigen Matten die Nymphe ruht und von den lecken Faunen träumt; das Köpfschen auf dem Polster des weichen Armes wiegend, und die zarten Glieder vom bräunlichen Gewande in schönem Faltenwurfe eingehüllt, scheint sie, von der warmen Gewitterluft in der Dämmerung des dunkelnden Himmels eingeschläfert, die Schalmey aus der Hand fallen zu lassen.

XVI.

Eine andere Nymphe sitzt auf einem Fruchtzweige, mit einem Buche in der Hand, worin sie aber nicht liest; sie hält es aufgeschlagen mit zurückgezogenem Arme

über der Schulter, und sieht sich schalkhaft umher, ob nicht Jemand sie überraschen wolle, damit sie erschrecken und erröthen könne. Sie hat die schönen Füßchen eingezogen, und scheint auf ihrem lustigen Sitze sich langweilig hin und her zu schaukeln.

Der Künstler sagt von dieser Nymphe auf dem Fruchtzweige: »Ich sah einst in Hamburg eine artige Obstverkäuferin. Sie schien aus Langeweile eine Schreibtafel hervorgeholt zu haben, worin sie vielleicht das eingehende Geld notirte; aber nach Käufern umblickend, saß sie gewendet, das Büchlein auf der Schulter, in einer so reizenden Stellung, daß ich nicht umhin konnte, sie so zu zeichnen. Nun lasse ich sie für die schützende Gottheit der Obstbäume gelten. Diese freuet sich der Äpfel, Birnen und Pflaumen, fördert ihre Reife, streut viele ins Gras hinab für die Geschöpfe, die weder klettern noch fliegen können, und entladet zugleich den Baum sei-

ner zu schweren Bürde. Ihre Sorgfalt wacht Tag und Nacht; wer ihrer Bäume einen beschädigt, deß Name wird auf das Täfelchen geschrieben. Die Liste der Frebler wird dem Pluto übergeben; sie dürfen der einst nicht wandeln auf der Asphodaloswiese mit Geliebten und Freunden.»

In den Malereien der Alten fand man solche Gestalten, ruhend auf Gegenständen aller Art, die zum Ruhen untauglich sind; und seitdem Raphael die sogenannten Arabesken aus den Bädern der Livia und aus den Thermen des Titus wieder ans Licht rief, und in ihrem abenteuerlichen Sinne seine Zauber wie Märchen schwagen ließ, seitdem giebt es fast keinen Maler, der nicht Aehnliches versucht hätte. Ja, Bildhauer sogar haben, unter Autorität der Alten, den ernstern Marmor zu solcher Leichtfertigkeit zwingen wollen, da hat denn aber auch die Meisterschaft der Künstler fast immer ihre Gränzen gefunden, und nur selten einen

würdigen Triumph gefeiert. Manche colossale Cybele müßte herabstürzen von ihren kleinen schreitenden Löwen; wenn er wirklich einen Schritt thäte; mancher schwebende Genius zu Boden stürzen aus der Stellung, in der kein lebendiges Geschöpf schweben kann; mancher Flügel erlahmen an seinem unnatürlichen Schwunge; mancher künstlich gewundene Zweig einbrechen unter der Last eines ungeschickt gestellten Fußes.

Bei diesen Bildern wird es aber selbst dem trocknen Mechaniker nicht einfallen, zu fragen: „Wie kann das sitzen, liegen, schweben?“ — Es sitzt, liegt, schwebt lebendig vor seinen Augen. Die Göttin des Tanzes schwebt so frei und natürlich und sicher, daß nur der Gedanke, nicht die Stellung, gegen die Gesetze der Körperbewegung ist; eine andere liegt auf einem schwebenden Gewinde so bequem, die Ranken unterstützt sie überall so natürlich und sicher, daß dem Beschauer die Fabel zur Wirklichkeit wird, und

die schöne Psyche schwebt so wahrscheinlich, daß es keinem einfällt, etwas anders als die Leichtigkeit des Schmetterlings zu sehen, dessen Flügel mit dem zarten Körperchen von den Lüftchen getragen werden, wie die Neiden von den Fluten. — Nur wer so mit Farben und Umrissen dichten kann, darf solche Bilder darzustellen wagen.

XVII.

„Nur die sanft geschwungene Wellenlinie ist schön; ohne sie ist keine Grazie; mit den Ecken und Winkeln hat die Natur nur Häßliches darstellen wollen, vielleicht des Contrastes wegen.“ So sagten einst Kunstrichter und Aesthetiker, und es wurde ihnen von Kunstjüngern so lange nachgesprochen, daß man anfing, es wie ein Grundgesetz der Schule anzuerkennen. Wenn aber der Schüler die Brille ablegt, und mit eigenen Augen zu sehen wagt, wenn sich sein Gemüth und sein Gesichtskreis erweitern, so

sieht er in dem offenen Buche der Natur täglich mehr Grazie ohne Wellenlinie und Schönheitslinie, und gar eckige und winklige Geschöpfe voll der zartesten Anmuth, und er lernt erkennen, wie unsäglich und undenklich reich und vollkommen Gottes ewige Schöpfung ist, und wie arm und mangelhaft der Mensch, wenn er sie zu durchschauen wagt. So hatte man lange in sehr willkührliche Grenzen das Reich des Schönen eingeschlossen; nur den stolzen Schwan mit schön gewundenem Halse, nur den stolzeren Pfau mit dem prachtvollen Gefieder, den Goldfasan und ähnliche Vögel wollte man in demselben dulden; nicht den kuglichsten grauen Spatz, nicht den schwarzen Raben, noch die schwerfällige Ente; das edle Roß mit seinen elastischen Bewegungen, die schlanke Antelope mit ihren gewandten, weiten Sprüngen, nannte man schön; die schwer schreitende Kuh; die eckige Ziege häßlich; die Eiche und den Lorbeer schön, den Delbaum

und die Kork = Eiche häßlich; die Rose und die Lilie wurden mit den höchsten Lobgesängen geehrt, das Binsenrohr und die Distel verachtet. Rief einer, die Natur mit offenen Augen betrachtend, aus: «mit gleicher Liebe und mit einer Grazie hat Natur sie alle ausgeprägt, und von ewern Grundregeln und Eintheilungen, von ewern Wellen = und Schönheits = Linien weiß sie nichts»: so nannte man ihn einen Enthusiasten.

Nicht Rosengürlanden und Blumengewinde, nicht Weinranken noch andere Pflanzenpracht hat Tischbein einer seiner schönsten Nymphen zur Bierde beigegeben; vielmehr ruht in sitzender Stellung die schöne Weiden = Nymphe auf einer Ranke von spißblättrigen Weiden, Schilf und anderm wilden Geäste, so zierlich und artig gedacht und angeordnet, daß man von der anmuthigen Grazie dieser geringgeschätzten Pflanzen auf die angenehmste Weise über =

rascht wird. Zugleich entwickelt die Landschaft eben so reizende und eigenthümliche, Obigem ganz entsprechende, Schönheiten im weitverbreiteten Landsee mit büschigen Inseln, in den einzelnen Bäumen und unterbrochenen Eichwäldern.

Der Hauptgegenstand des Bildes, die reizende Nymphe, die sich auf jener wilden Ranke wiegt, ist unbekleidet, wie Aphrodite aus dem Meere stieg; nur ein graues Tuch, worauf sie sitzt, schlingt sich um ein Knie, und erhebt noch mehr die warme Farbe des zarten Körpers; daß sie aber vor allen Schönheiten dieser zahlreichen Gesellschaft etwas sehr Feueriges und Lebhaftes hat, ist nicht zu verwundern, denn der Künstler sagt: »Ich besitze ein Bild aus der alten Floren-
»tinischen Schule, den heiligen Hierony-
»mus in der Wüste vorstellend, der compo-
»nirt ist nach dem damals angenommenen
»Grundsatz, eine menschliche Figur müsse
»flammenmäßig gewunden dargestellt werden

»Dem Heiligen steht aber diese Flammen-
»windung schlecht, die dagegen in den zier-
»lichen Wendungen schöner Mädchenkörper
»sich oft aufs reizendste offenbart. So habe
»ich von dem heiligen Hieronymus die Stel-
»lung meiner Weiden = Nymphe geborgt.»

XVIII.

Zwei andre sehr schöne Mädchen liegen, mit Schilf bekränzt, im Schilf selbst, auf den bemooseten Felsen, die sie geboren; denn es sind stille Quellen, die, wie so manche schöne Kaffee- oder Thee = Najade unter uns, keine größere Lust kennen, als das vertrauliche Gespräch im einsamen tête - à - tête. Jede hat ihren großen Wasserkrug, aus dem die Fluth sich ergießt, neben sich, und stützt sich drüber hin, wie ruhend. Die oben auf dem Felsen blickt herab zu der andern, und scheint der Gesprächigern zu horchen. Die Wasser fließen zusammen; die Umgebung ist eng einschließend, wild und

einsam; nur ein Vöglein leistet geschwätzig den Nymphen Gesellschaft. Die lang hingegossenen Gestalten sind von ganz vorzüglicher Schönheit; die eine zeigt den allerschönsten Rücken, der einem Gemälde von Franz Floris (in der Herzoglichen Gemäldesammlung befindlich) nachgeahmt zu seyn scheint. Das Bild athmet rein = idyllische Ruhe, Heiterkeit und Befriedigung.

Wie die üppige Kunst der Griechen nur immer Najaden reizend mag geformt haben, so liegen diese artigen Quellen = Nymphen unsers Meisters vor uns, mit dem Eifer mädchenhaften Ernstes flüsternd und murmelnd. Wer hat nicht in Gebüsch Bächlein plätschern gehört? Wer nicht zuweilen artige Mädchen in ihrem Geplauder belauscht? Es ist eins der zartesten Bilder des Dichters, der dem Maler so nah verwandt ist, daß Murmeln der Bächlein in verständliche Reden zu deuten. Freilich erregt der Stümper nur Ekel mit solchen Spie-

lereien; aber welche Herrschaft über die Seele übt der Meister damit aus, indem er die reizenden Bilder durch eine hohe Wahrheit, einen tiefen Gedanken, ein labendes Gefühl vereinigt! Wie anziehend unterhält sich Göthe's Junggesell mit dem Mühlbach! Wie umfassende Melodien des Flusses deutet dessen Gedicht „an den Mond“ an! Mit wie rührender Zartheit und überwältigender Sehnsucht deutet das klagende Flüßchen auf das fernste Wiedersehen in folgendem Gedicht eines weniger bekannten hochverdienten Sängers!

Was weinst du, Flüßchen, und stuthest so
jach?

Halt an deine Wellen, laß fließen gemach!

Was hast du so Liebes verloren? —

Und brechend durch Kiesel die mühsame Bahn,

Schickt's schwer die Stimme voll Thränen heran:

„Wohl hab' ich — ach! hab' ihn verloren!“

„Im Schoße der Alpen zwei Bächlein hell,
 Von Blumen umnickt, im reinlichen Quell,
 Da sind wir beisammen geboren;
 Und rannen viel frohliche Wonden vereint,
 Und hielt ihn umschlungen den einzigen Freund —
 Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!“

„Im Maithal, umfungen von Erlengesträuch,
 Auf schmiegenden Binsen, sanft schaukelnd und weich,
 Da hat er mir Treue geschworen;
 Doch als wir gerauschet durch Nacht und Gestripp,
 Da stürzt' ich vom zackigen Felsengeripp,
 Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!“

„Und unten, tief athmend, da schaut' ich,
 und rief,

Ob irgend in Blumen mein Liebster schlief,
 Und horchte mit lauschenden Ohren;
 Doch wie ich auch weitum die Stimme versandt,
 Und wo ich geirret von Lande zu Land, —
 Er war mir, ach! war mir verloren!“

„Nun rinn' ich noch immer, und hoffe so
 gern,

Oft seufzend, ob hab' er in äußerster Fern'
 Ein Liebchen sich wieder erkoren;
 Und lasse doch nicht von Schmerzen — und Muth;
 Vielleicht erst im Schoße der Meeresfluth —
 Doch sind' ich ihn, den ich verloren!“

XIX.

Ein Schäfer, mit zwei andern unter
 einem Baume, im Vorgrunde des Bildes,
 gelagert, singt mit sanfter Schwärmerei das
 Lob seiner Schönen, oder erzählt mit Ent-
 zücken die Geschichte seiner Liebe; so sanft
 und glühend ist sein Ausdruck. Die beiden
 Zuhörer drücken die höchste Aufmerksam-
 keit aus; doch scheint der eine von ihnen
 noch gespannter, als könne er das Ende
 nicht erwarten, und als werde er durch die
 Rede oder den Gesang immer mehr gereizt,
 auch zum Worte zu kommen und sich der
 Theilnahme der Zuhörer zu erfreuen. Dem

Gleichgültigen mag ihr Gespräch nicht wichtiger sein, als das Murmeln jener Bächlein; aber von dem Zauber der Kunst ergriffen, der diese einfachen Schäfer in eine paradiesische Gegend versetzt und den Blick des Beschauers mit Absicht leitet, ist nichts gleichgültig, Alles nothwendig und unentbehrlich. Unter den vollen, breiten Nestern des Baumes durch blicken die Schäfer mit dem Beschauer in eine schöne Ferne, vielleicht der Schauplatz jener Erzählungen; sie scheint Alles zu versprechen, was die reichen Ebenen südlicher Länder am Ausgange der Gebirge, denen das Meer nahe ist, gewähren. Der Künstler hat dieß Bild für sich selbst sprechen lassen, und weder von einer Veranlassung, noch von einer besondern Bedeutung desselben erklärende Worte beigefügt. Gerade hier vermissen wir sie sehr, denn bei Landschaften, die dunkle Erinnerungen wecken, wüßte man gern, woher sie sind, ob aus der Phantasie, oder der Natur abkonter-

seit. An keinen Fleck des alten Europa erinnert dieser Blick in die hinabgesenkte Ferne so lebhaft, als an den Garten des Klosters von S. Onofrio, auf dem langgestreckten Berge Janiculus, wo einst König Eustinius seinen Hof gehalten hat. Am Abhange des Berges bilden mehrere Stufen über einander einen Halbkreis, ein förmliches Theater, welches von einer gewaltigen, immer grünen Eiche mit darüber hinausragenden, weit verbreiteten Nestern beschattet wird. Das Theater ist gegen Morgen sehend; auf dem Proscenium steht eine bedachte Rednerbühne, nach den Zuschauern hingewandt; und diese sehen statt der Scene — in die weite Ferne. Zu den Füßen des Berges und der Zuschauer wälzt langsam und trübe die alte Tiber ihre Wellen; in der weiten Ebne erkennt man das gewaltige Rom mit seinen Kirchen und Tempeln, Palästen und Ruinen, und drüber hinaus, in kaum sichtbarer Ferne, die geraden Linien

der alten Wasserleitungen, und am Horizonte die großgezeichneten Umrisse des Sabiner- und Latiner = Gebirges mit ihren Schneehäuptern. Diese Sitze hat man eingerichtet für angehende junge Klostergeistliche, die im Schatten der immergrünen Eiche, mit dem Blick auf das immergrüne Grab der höchsten Eitelkeit der Welt, von dem Redner sich belehren ließen, welche furchtbare Martern — die Eitelkeit zu den Füßen des gekreuzigten Gottes bestehen kann. Nahe dabei blickt herüber aus weißem Marmor, von der Höhe seines Grabes, das Bildniß des unsterblichen Sängers von dem befreieten Grabe des Herrn. — O, immergrünes Land der Erinnerungen, wie findet man dich überall wieder! Die Wunden, die die Zeit schlug, versöhnt die Zeit, aber ihre großen Bilder bleiben, und sind ewig.

XX.

Wie verändert ist hier die Scene! Die

Ferne ist selbst in die Ferne gerückt, wie die Zukunft hinter den Vorhang; hier ist Alles Nähe und lebenswarme Gegenwart; lockende Früchte der Erde, und die Menschen mitten drin zum Genusse der Gaben. Ein Schäfer beugt den Ast eines Apfelbaums zu seinem vollen rothwangigen Knaben herab, der mit der ganzen anmuthigen Begierde, die Kindern eigen ist, danach hinausslangt. Eine schöne junge Mutter hat ein anderes Kind auf den Knien, das auch nach den Früchten langt, und die ganze Scene bietet im engen Raume alles Verlangendste und Befriedigendste der hervorbringenden Natur. Hier ist Alles Begierde und Genuß; und der dankbare Genuß der, oft mit Mühe gepflegten und wohlervorbenen, Gaben der Natur ist die Bestimmung derselben — nicht aber Zerstörung.

XXI.

Zerstörung aber ist das Spiel der Grau-

samkeit, die Jagd, die wir in einem der vorzüglichsten Bildchen, neben dem obigen, in Tischbeins eigenthümlichsten Sinne persönlich aufgeführt sehen. Mit Theilnahme sieht man diese Contraste: Schäferleben und Jagd, Frieden und Krieg, das Schöne und das Romantische, Weibliches und Männliches; sie erheben sich wechselseitig, eines auf dem Grunde des andern, und man kann sie die Lebens-Töne nennen, denn die Natur legte uns den Schlüssel zu ihren Melodien in die Seele.

Zwischen wilden Ebern und weitspringenden Rehen, im kräftig belaubten Walde, schreitet hier eine, weiß drapirte, ein weißes Tuch im Winde überwerfende, lebhaft umblickende, sehr schöne Frauen-Gestalt, kühn und flüchtig wie Hirsche, und leicht wie Atalanta, von der man sagt, sie habe im Laufe keinen Grashalm gebeugt; so hat auch diese schöne Frau weiße Schuhe an, um anzuzeigen, daß sie den feuchten Boden nicht

berührt. Nichts von Rossen, Hunden und Hörnern; das wären Jäger, aber nicht die Jagd, wie sie als ein geistig Wesen zu dem Künstler in vertrauten Stunden spricht, und Körper und Gestalt von ihm bekommt.

Da derselbe auch diesem Bilde keine nähere Erläuterung beifügte, so haben wir ihn in Verdacht absichtlicher Heimlichkeit; eine weltberühmte Schönheit, die einst in Neapel, und von da aus in Europa, Aufsehen erregte, und deren täglicher Genosse unser Meister war, ist diesem Bilde so ähnlich, wie ihrem wohlgetroffenen Portrait. Wie mannichfaltig und reizend mögen die Situationen gewesen seyn, in denen die schöne Frau den jungen glühenden Künstler erregte und begeisterte! wie wehmüthig anziehend und verjüngend des Greises Erinnerungen seiner warmen Jugend, bei besonnener Ausführung jener flüchtig hingeworfenen Zeichnung!

XXII.

Jedoch es ist, nach dem Sprichwort, dafür gesorgt, « daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. » Die Zeiten ändern sich. Wer von den Zeitgenossen erlebte es nicht? Aber Niemand konnte rauher berührt werden von der stürmischen Zeit, als der weiche, sanfte Künstler, dessen leicht verletzlich zarter Sinn für's Schöne, durch so chaotische Verwüstung erschreckt, sich schüchtern und beklemmt in sich selbst zurückzieht. Mit eigenthümlicher Naivetät sagt er davon:

« Als die Franzosen zum Zerstörungenskriege ihre Armeen immer mehr verstärkten, alles Metall und selbst Glocken zu Kanonen umschmelzten, als alle Zeit und Ordnung aufhörte, und ich in Neapel mich in meinen mühsamen und kostbaren Unternehmungen gestört fand: da sah ich wohl, daß Jeder, der nicht eben so viel Kanonen hat, und nicht so viele Soldaten zusammentrom-

»meln kann, sich wie die guten Schafe in Geduld ergeben und mit Heidekraut begnügen muß. Diese duldsamen Thiere sollten mich durch ihr Beispiel lehren, die schwere Tugend der Geduld zu üben, und um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, malte ich eine Menge Schafe und Lämmchen, die ganz zufrieden mit ihrem Schicksale, ihr Leben auf dürre Heide hinbringen. Solche Bilder hing ich an alle Wände um mich herum, so daß ich bald nichts Anderes sah und dachte, und große Fortschritte in Ausübung der Geduld machte. — Hier ist Eins davon: Mutterschafe mit ihren Lämmern. Das Eine drängt sich an die Mutter, und diese drängt es mit der Schnauze noch dichter an ihre näheren Guter; ein anderes Lämmchen steigt auf die Mutter, und diese scheint mit Wohlgefallen die liebe Bürde auf ihrem Rücken zu fühlen; ein drittes schläft sanft auf dem Rücken der Mutter, in der weichen, wär-

»menden Wolle; und das ganze gutmüthige
»Volk scheint mit sich und aller Welt zu=
»frieden und vergnügt.«

So sehen wir dieß idyllische Völkchen,
in einem einsamen Felsenthale eingeschlossen,
wie im Schutze vor dem Sturme der Zeiten.
Da der Künstler sich in der Mannichfaltig=
keit dieses Gegenstandes gefallen hat, so ha=
ben wir noch zwei Bildchen mit Gruppen
von Schafen vor uns, die auf sehr ver=
schiedene Weise gedacht sind, und die Ein=
tönigkeit der lieben Schafnatur sehr ange=
nehm unterbrechen. In dem oben bezeichne=
ten Bilde hat der Künstler durch keinen an=
dern malerischen Effekt den Beschauer zer=
streuen und von den beabsichtigten Vorstel=
lungen ableiten wollen, und daher eine Ein=
tönigkeit darüber verbreitet, die dem Ge=
genstande vollkommen angemessen ist.

XXIII.

In dem einen dieser Bilder sehn wir

eine kleinere, sehr schön geordnete Gruppe,
deren Krone ein stolzgehörnter stehender Wid=
der ist. Er sowohl als die zusammenliegen=
den Schafe sind wohlgenährte Prachterem=
plare ihrer Art, wie sie von einem schlauen
Pächter etwa dem mit Kennermiene spähen=
den Käufer als Proben einer ächten Merino=
Heerde vorgewiesen werden. Ein röthliches
Licht ist über ihre weiße Wolle verbreitet;
nur das unbedeutendste Schäfchen liegt im
vollen Lichte, die übrigen sämmtlich im Halb=
schatten, welches sehr vortheilhafte Wirkung
thut.

XXIV.

Das andere fällt noch mehr ins Auge:
mehrere Schäfchen haben sich an ein Fels=
stück gelagert, auf dessen bemooseter Fläche
eine lecke Ziege mit ausgestreckten Vorder=
füßen liegt, und munter umherschaut; hinter
ihr wölbt sich Gesträuch, wie zum Dache,
über die Gruppe. Dieß Bildchen hat etwas

sehr Anziehendes, und gehört zu denen, die die Thiermalerei über die bloß treue Nachahmung der Natur erheben. Es ist oft schwer zu sagen, worin das Reizende und Anziehende solcher Bilder liegt. Die Wahrheit der Darstellung ist es gewiß nicht allein, denn dergleichen Gegenstände in der Natur machen doch selten einen so starken Eindruck; die Art der Behandlung ist es auch nicht allein, denn sonst müßten wir von der ängstlichen Manier gewisser Schulen mehr angezogen werden, als von ein paar meisterhaften Umrissen, die eben hinlänglich sind, um den Gegenstand kenntlich zu machen. Da nun aber Wahrheit und Behandlung dabei unentbehrlich, und doch nicht das wesentlichste sind, so erkennen wir, daß die geistige Anordnung die eigentliche Quelle unsers Vergnügens an Thiergruppen ist. Damit ist freilich noch nicht erklärt, wie der Meister es anfängt, das Wohlgefällige in das Bild zu bringen; aber es läßt sich

auch dem, der ferner darüber belehrt seyn wollte, nichts anders sagen, als: der begeistigende Gedanke belebt die Welt, und so muß dein Bild in einem Gedanken leben; fühlst du den entzündenden Funken nicht, so wende dich zu andern Gegenständen. Bloße Nachahmung und zierliche Umrisse und Schattten machen noch nicht den Meister; der wird dazu geboren.

XXV.

Darum kann aber auch der Meister, vollkommen im Sinn der ewigen Natur selbst, Dinge darstellen, wie sie die Natur nie erschuf, und die doch den Stempel der Wahrheit tragen, wie die genaueste Nachahmung der Natur. Auch davon finden sich Proben in diesen Bildern; denn welcher neuere Maler hätte wol die Carricatur des unedleren Menschen, nach der Fabellehre, den Satyr, charakteristischer dargestellt, als Tischbein! Wenn die Natur ihn hätte machen wollen,

hätte er nur so ausfallen können, wie wir ihn hier sehen. — Hier sitzt der abenteuerliche Sohn des mythischen Alterthums auf einer Felsenspitze in den höchsten Lüften, die Pan's Flöte seinem kleinen Ebenbilde vorblasend, das begierig danach greift, und von der Mutter Nymphe hingehalten wird. Die Kronen der Pinien, die aus der Tiefe in das Bild ragen, reichen eben noch zu diesem Familiensitze hinauf, den sonst nur Winde und Wolken umgeben, die die Ferne der Menschenwelt kaum durchblicken lassen; eine nahe Felsengrotte, im Nebel, macht das ziegenohrige Geschlecht hier noch recht einheimisch. Dies Bild ist wie ein Märchen aus einer unbekannten lustigen Welt, von der wir gern noch mehr sähen, da sie schon unsere Einbildungskraft beslügelt hat.

XXVI.

Es läßt's uns auch der Meister nicht fehlen. — „In Tivoli,“ sagt er, „daß so

»reich an Ziegenböcken ist, die fed und wä-
 »lig auf den hügeligen Bergen herumsprin-
 »gen, wo es überall Höhlen und Grotten
 »in den Bergen giebt, die mit Bequemlich-
 »keit bewohnt werden könnten, da hab' ich
 »mir immer Satyre, mit ihren Familien
 »hausend, gedacht. Die Natur scheint es
 »hier recht darauf abgesehen zu haben; über-
 »all treibt sie das beliebte Rohr zu ihren
 »Flöten, macht die Gebüsche dicht und schat-
 »tig, durchschlingt sie mit Reben, daß die
 »saftigen Trauben ihnen bis an den Mund
 »und vor jedem Eingange ihrer romantischen
 »Wohnungen herabhängen. Leicht wie Rehe
 »hüpfen sie hinauf zu den Hügeln im rosigen
 »Abendsonnenscheine, lassen ihre Flöten hin-
 »ab ins Thal erschallen, und laden sich
 »muthwillig zu losen Scherzen ein.»

„Die Ohren zu recken,
 Wo Nymphen in Becken
 Der Quellen sich waschen,

Und rüstig bergauf
 Bergnieder im Lauf
 Die Spröden zu haschen,
 Das ziemet in Wäldern,
 In Grotten und Feldern,
 Dem wähligen Volke,
 Bocksöhrig und leicht. —
 Gelegenheit fleucht,
 Wie Wasser und Wolke etc. "

In einem Thale, wo jede Art von Frucht zur vollen Reife gediehen und im Ueberflusse vorhanden ist, schwelgt dieß lüsterne, ziegenohrige Geschlecht. Die Gegend ist mit dem höchsten Reize der Jahreszeit geschmückt; das reife Obst, die vollen Trauben hängen und liegen überall umher, wo die steifen Bocksbeine des Satyr's hintreten. Ein kleiner Satyr ist auf einen Baum geklettert, und langt einem alten, der lecker hinausblickt, Trauben herunter, wozu dieser schon den Schlauch unter'm Arme hat;

vier Kinder sitzen beisammen, und schlürfen mit kindischer Gier den Rebensaft aus Schalen; ein anderer, nach anderm Getränke lüsterne, macht sich an eine Nymphe, die eine Ziege melkt, und sich mit Lachen nach dem Durstigen auf ihrem Rücken umsieht. In der Ferne sitzt eine ganze Gesellschaft Satyre um ein hochloderndes Feuer herum, an dem Eingange einer hohen Grotte. — Ein sehr unterhaltendes Bild! Dieß Volk (obwohl von den Alten zu den Halbgöttern gezählt) ist ein Mittel Ding sonderbarer Art: zu menschlich für den Affen, zu äffisch für den Menschen; halb thierisch, und doch recht menschlich bequem und behäbig im Genuß und Müßiggange. Es scheint zu Zeiten, als ob der Maler seine eignen Schäfer muthwillig parodire, um den abgeschmackten und verkehrten Idyllendichter zu charakterisiren, und den Satyr zur Satyre zu machen; und doch thut er das wieder so zierlich und artig, daß man sich angezogen fühlt, statt zurückgestoßen.

XXVII.

Sehr sinnvoll ist der Uebergang vom Satyr zum Faune, vom thierähnlichen Menschen zum verwilderten Menschen, der selbst in der bacchischen Wuth, Geselle der trunkenen Mänade, doch noch menschlicher ist, als jener bocksfüßige Trauben = Mäsker. Dieß Bacchanal scheint nach einem griechischen Vasengemälde angeordnet zu seyn; es hat fünf Figuren: ein Faun mit einer Doppelflöte, und eine Bacchantin mit dem Tambourin, wonach drei andere Figuren tanzen: ein alter Faun und eine Bacchantin im langen Mantel und in trunkener Stellung, beide einen Thyrsus in Händen, dabei ein Knabe, der mit einer Fackel tanzend leuchtet. Man glaubt die Worte des Dichters zu hören:

„Fortgewirbelt von des Taumels Fluth,
„Springt die Mänas; voll der raschen Wuth,

„Lärmend mit Crotalen und Posaunen,
„Springen krausgelockte Faunen zc.“

XXVIII.

Sehr original und voll anmuthiger Züge ist ein zweites Bacchanal, fünf weibliche Figuren zeigend. Eine, auf einem Baumaste, weiß gekleidet, mit rothem Ueberkleide, das Haupt mit einem weißen Tuche umwunden, schlägt das Tambourin, welches auch eine zweite thut, die das Instrument hoch erhebt und dazu tanzt. Dieß ist die einfache Musik zur Tarantella in Neapel, die dort schon oft der bacchischen Wuth sehr nahe kommt; hier aber leistet sie noch weit mehr, denn nach ihrem einfachen Rhythmus werden die abenteuerlichsten Stellungen und halzbrechende Sprünge gemacht, dieß aber von so lieblichen Geschöpfen, und auf so anmuthige Weise, wie es nicht künstlich erlernt, sondern nur in Augenblicken des überströmenden Muthwillens von den Grazien selbst geschehen kann.

Auf den zartesten Armen und Händchen geht hier ein reizend loses Mädchen, das Köpfschen aufwärts gehoben, die Beine in den Lüften im Bogen herübergeworfen, umflattert von durchsichtigem Gewande; einer der schönsten jungfräulichen Körper, dessen sonderbare Stellung durch die außerordentliche Grazie, mit der sie angenommen ist, gerechtfertigt wird. Ein anderes, jüngeres Mädchen ist eben im Begriff, nach dem Takt der Trommel horschend, die Händchen vorwärts emporhebend, mit dem Köpfschen durch die Arme blickend, den Sprung zu machen, der sie in die Stellung der Vorigen bringt, wobei sich das klare gelbe Gewand von dem Sprunge rund aufrollt; aber sie hat etwas Unentschlossenes, will und will nicht, und sieht so artig sitz-sam zaghaft dabei aus, daß man sie ermuntern möchte mit dem bekannten Epigramm:

„Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne

„Sorge Wir strecken

„Arme betend empor, aber nicht schuldlos,
wie du.“

Denn wer hätte die Warnung des eben vor-
hergehenden Epigramms nicht der Vorigen
zugerufen? — Hinter dem zarten Mädchen
sieht man einen braunen Knaben ein Rad
schlagen, was den sonderbaren Tanz noch
abenteuerlicher macht.

XXIX.

Bunt wie die Welt und gestaltenreich
wie das Leben oder das Märchen ist dies
Bilder-Zimmer. — Zwei Bilder hängen
dort, und es ist kaum etwas von ihnen zu
sagen; aber jedes für sich, und beide wie
zwei Contraste, können das Gefühl und den
Gedanken lange beschäftigen; denn Gefühl
und Gedanke erzeugten sie, und prägten diese
einfachen Gegenstände mit ihrem Stempel aus.

Ein großer Adler, mit ausgebreiteten
Flügeln, mit gierigem und scharfen Blicke,
läßt sich aus der Höhe herab zu einem an-

bern, der auf einem dürren Holze steht und ihm entgegenschreitet. Rings umher ein Chaos von Wolken und Berggipfeln; ohne Gestalt und Farbe, nicht wie die Wolken hier sich zeigen, sondern wie droben, wo sie entstehen.

XXX.

Auf dem andern Bilde drei weiße Schwäne, auf ebner Fluth zusammenschwimmend, so daß einer gerade von vorn, die andern von beiden Seiten sich zeigen; sie sind dicht am Ufer des See's, umgeben von Schilf, rothblühenden Stauden und Calmus, bei einer Grotte, und unter dem vorragenden, mit Eppich behangenen Aste eines alten Baumes. Jeder scheint sein Bild in der Tiefe still zu betrachten; die Abendröthe senkt sich auf die Fluth, und erwärmt wohlthätig dies Bild stiller Ruhe.

Wer hat nicht mit Herzenslust die Kraft und Leichtigkeit, die Kühnheit und den Son-

nenflug des Adlers betrachtet! Wer nicht mit stillem und innigen Wohlgefallen dem edeln, sanften Schwan zugesehen, wenn seine ausdrucksvolle Gestalt auf dem See die langen, weiten Kreise zog, und er den Himmel in der Fluth zu suchen schien! All die Lust und das Wohlgefallen finden wir in diesen beiden Bildern (XXIX. XXX.) wieder; denn hier sind nicht Bildnisse, bei denen man an einen Adler, einen Schwan denken kann, man sieht diese edlen Vögel selbst, in ihren eigenthümlichsten Stellungen. Der interessante Contrast ist nicht geistreicher bezeichnet worden, als in dem bekannten Gedichte, dessen erste Strophen folgende sind:

Der Schwan.

„Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
 „Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
 „Und mit schwindet nie im feuchten Spiegel
 „Der gebogne Hals und die Gestalt.“

Der Adler.

„Ich hauf' in den felsigen Klüften,
 „Ich brauf' in den stürmenden Lüften,
 „Vertrauend dem schlagenden Flügel
 „Bei Jagd und Kampf und Gewalt.“

Der Schwan.

„Mich erquicht das Blau der heitern Lüfte,
 „Mich berauschen süß des Calmus Düste,
 „Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
 „Weich besiedert wiege meine Brust.“

Der Adler.

„Ich lauchze daher in Gewittern,
 „Wenn unten den Wald sie zersplittern;
 „Ich frage den Blitz, ob er tödte,
 „Mit stöhnlich vernichtender Lust.“

XXXI.

Wie anders möchte die bejahrte Eiche
 sprechen, die der Blitz verstümmelte, ihrer
 Krone beraubte und ihr innerstes Mark ver-
 kohlte! Ein dürrer Stamm steht sie da,

ohne andern Schmuck, als die tief gefurchten
 Spuren des Alters, Ehrfurcht dem Wanderer
 gebietend, der an ihr hinausblickt, wie sie
 seit einem Jahrhundert doch noch dasteht,
 und doch noch dem Winter, den Stürmen
 und den Ungewittern troßt, unbeugsam wie
 gestürzte Titanen; das junge Volk des üppig
 belaubten Waldes scheint zu ihr hinauf zu
 schauen, verehrend die ungebrochene Kraft
 des laublosen Alters. — So steht in einem
 Bilde ein uralter entlaubter Baumstamm
 da, im grauen Kleide, von der Farbe des
 Greisenhaares, unweit des frischbelaubten grü-
 nen Waldes, mit allem Fleiße ausgeführt,
 der die Liebe des Künstlers zu dem Gegen-
 stande verräth. Er sagt darüber folgendes:
 „Wenn in Tagen erregter Phantasie der
 „Pinself lange nur meinen Träumen und ih-
 „ren lustigen Bildern gehorcht hatte, dann
 „verweilte das ermüdete Auge und die beru-
 „higte Seele oft mit doppeltem Wohlgefallen
 „auf wenig beachteten Gegenständen der Na-

»tur. So erschien mir auf einem einsamen
 »Spaziergange diese alte Eiche, bewunderns=
 »würdig wie ein kraftvoller Mann, der den
 »Stürmen des härtesten Schicksals mutbig
 »widerstanden, und sich durch der rauhesten
 »Zeiten Sturm und Drang bis in das späte,
 »ehrwürdige Greisenalter erhalten, und eine
 »Reihe aufblühender Geschlechter an sich vor=
 »übergehen gesehen hatte. Es ist dieß das
 »treue Abbild einer Eiche, die im Thier=
 »garten bei Berlin stand; wer noch lebt
 »von denen, die sie kannten, wird sie hier
 »im Bilde nicht verkennen.»

XXXII.

Eine tiefere, dem menschlichen Herzen
 eigne und wohlthätige, Erfindung erregt das
 Scheiden drohende Alter; und diese Em=
 pfindung haben wir bei einer andern bildli=
 chen Darstellung dieses Gegenstandes. An
 einem abgelebten, dürren, mit Zweigen zu=
 sammengebundenen Baumstamm steigt aus

seiner Wurzel ein junger Baum empor,
 so voll üppiger, lachender Früchte, daß die
 Fülle eines ganzen Gartens in ihm vereinigt
 zu seyn scheint, und ihn niederbeugt über das
 fette Gras. Dieß Bild ist von keiner Be=
 merkung begleitet, und bedarf ihrer auch nicht;
 wir gefallen uns in der Vermuthung, daß
 der Künstler dabei von einem Blicke in seine
 eigne Zukunft überrascht worden ist, und
 daß ein wehmüthig = freudiges Gefühl ihm
 die Feder lähmte, und zum bessern Ausdruck
 seiner Empfindungen statt ihrer wieder den
 Pinsel in die Hand führte. So schön und
 reizend, wie er zarte Mädchen und rasche,
 volle Knaben, an der Hand sorgsamer Müt=
 ter uns auf der Leinwand lebendig vorzugau=
 keln weiß, so hat die Vorsehung ihn selbst
 gesegnet mit einer Schaar der anmuthigsten
 und reizendsten Kinder, an der Hand der
 liebevollen Mutter ihn mit der ganzen Fülle
 jugendlicher Lebenskraft und Liebeslust umge=
 bend. Seine Arbeit, sein Fleiß und seine

Mühen sind selbst nur Darstellung seines Lebensglücks; die Gegenwart ist ihm immer Genuß, und die Zukunft, mit dem sonst düster drohenden Alter, sichert ihm vielmehr Wiedergeburt in dem lebendigen Bilde schöner Vergangenheit und selbstgelebter glücklicher Jugend.

XXXIII. XXXIV. XXXV.

Die stummen Bilder dieser Sammlung, wenn wir diejenigen so nennen dürfen, wo der Mensch sich weder im Menschen noch im Thiere wiederfindet, sprechen überhaupt so laut und unmittelbar zu dem Gefühle des Beschauers, und schmeicheln dem innern und äußern Auge auf so mannichfache Weise, daß man unter diesen Malereien wie in der wirklichen Welt zu lustwandeln glaubt, geführt von einem geübten Beobachter, der uns das wahrhaft Bemerkenswerthe, auch aus dem Dunkel der Unbedeutendheit, hervorzu ziehen und auf seine eigenthümliche Weise zur

Sprache zu bringen weiß. Tischbein ist z. B. kein Landschaftsmaler; aber um den inwohnenden Geist der äußern unbelebten Natur zu erkennen und darzustellen, weiß er den Gedanken einer Landschaft so rein in seiner Einheit aufzufassen, daß wir hieran allein schon erkennen müßten, wie das wahre Genie des Künstlers universal ist.

Hier (XXXIII.) sehen wir eine Landschaft, die den Gedanken der höchsten Fruchtbarkeit und Fülle vegetativer Natur ausspricht; dort (XXXIV.) die abenteuerliche Bildung der Natur, die anscheinend unangemessene Massen auf zarte Formen häuft, in der schönen aufwindenden Ranke des Flaschenkürbis, deren große saftige Blätter und schwere Früchte den schlanken, feinen, aber nervigen Stengel nicht zerreißen; und hier (XXXV.) wiederum ist der Gedanke reizender Einsamkeit in der Wildniß, in einer höchst anziehenden landschaftlichen Anordnung meisterhaft ausgedrückt.

Das erste dieser drei Gemälde zeigt ein überlastetes Fruchtfeld: Neben und Obst, Wassermelonen und Granatäpfel, die keinen leeren Raum mehr übrig lassen; Alles im höchsten Glanze des Sonnenlichtes und hochgetriebener Farben, jedes einzelne Stück ein Prachtexemplar. Hier ist nicht von künstlicher Vertheilung des Lichts und des Schattens, nicht von effektmachender Beleuchtung die Rede; höchste Fruchtbarkeit sollte gezeigt werden, und zwar nicht etwa, wie der Mensch sich einen großen Haufen einzelner Herrlichkeiten zusammen denken und anordnen mag, sondern wie die reiche Natur sie in einem vollen Gusse spendet. Denn dieser Anblick ist den Bewohnern der Terra di Lavoro und der Umgegend Neapels täglich gewährt, wie wir in folgenden Worten des Künstlers vernehmen:

«Wer sich die volkreiche Stadt Neapel (mit 440,000 Einwohnern) betrachtet, das Gewühl der wogenden Menge in den Stra-

»ßen, auf den Plätzen, und im Meere selbst, »sieht, der fragt sich wol: wo nimm.. nur »so viel Volk auf Einem Flecke alle erforder- »liche Nahrung her? — Er gehe aber hin- »aus vor's Thor, auf die Campi Phle- »graei und Elisei, auf der Gräber- »straße hin gegen Nola und Aversa, in »die tiefe Einsamkeit, wo sich keine Spur ei- »ner ordnenden Menschenhand zeigt, wo Korn, »Obst, Wein und alle Früchte und Blüten »der Erde in überschwänglicher Fülle und »Mannichfaltigkeit durcheinander wachsen, — »und er wird fragen: Natur! für wie viel »Welten so unerschöpflicher Genuß und Nah- »rung? — »

Aber nicht bloß wenn es so üppig lacht, auch wenn es wehmüthig durch Thränen lächelt, muß das Auge der ewigen Natur (man verzeihe diesen Anthropomorphismus) des Menschen fühlendes Herz zum Entzücken erheben. Ein wildes Gebüsch von mannichfaltigem Holze erfüllt das Bild; (XXXV.)

im Vorgrunde ein flacher bemooseter Hügel-
rücken im Walde, im hellen Lichte; neben
ein paar großen Steinen auf demselben ein
windbrüchiges Bäumchen, das einen Ast über
den Vorgrund herüberbeugt; der Wald im
Schatten der Dämmerung; ein voller junger
Baum im Mittelgrunde, die Nacht des Wal-
des hebend; aus dem Dickicht vorragend die
Wipfel junger Pappeln, die von der Abend-
sonne hell beleuchtet werden; Alles feucht glän-
zend, wie nach erquickendem Regen. Wir
nannten mit trocknen Worten die einzelnen
Gegenstände, die dieß vorzüglich schöne Bild-
chen vereinigt; aber der magische Zauber der
Beleuchtung, wer wagte den mit Worten
ausdrücken zu wollen! Der Eindruck, den
sie auf den Gefühlvollen machen muß, ist
trefflich angedeutet in wenigen Worten, mit
denen der Maler die Sendung dieses Gemäl-
des begleitete:

« Wenn an trüben Regentagen die Sonne
» endlich noch vor dem Untergange durch die

» Wolken bricht, und ihre letzten Strahlen
» noch an der Bäume höchsten Gipfeln von
» dem nassen Laube golden wiederstrahlt, —
» sollte dieser Anblick nicht ein von Kummer
» belastetes Herz wieder aufrichten und die
» süße Hoffnung in ihm erwecken können, daß
» es gewiß Morgen wird, und daß es mor-
» gen besser wird? — »

XXXVI.

Man braucht eben nicht vom Schicksale
mißhandelt und gebeugt, nicht tiefsinnig noch
empfindelnd zu seyn, um die Einsamkeit
zu lieben und zu suchen; wo nun vollends
die Einsamkeit schön ist, oder auf eigne
Weise bedeutsam, — wen müßte sie da nicht
anziehen! — Hier sehen wir eine einsame
Höhle von aufgehäuften Felsenblöcken, wie
eine tiefe Lücke schaurig dämmernd; ein gro-
ßer Block verwehrt den Eingang; die weiß-
liche Steinart ist, wie von Moos und ver-
schiedenem Anflug, dunkler und bunter gefärbt;

aus den Spalten wächst dürres, herabhän-
gendes Gestrüpp; die wilden Formen verlie-
ren sich in dem Dunkel der Tiefe, und die
Baumwurzeln und scharfen Brüche des Vor-
grundes, sehr fleißig ausgeführt, erheben und
mildern die Wildheit des Gesteines. Wir ha-
ben viele Beschauer vor diesem Bilde gesehen;
alle haben dabei mit vielem Vergnügen ver-
weilt, mehrere es den meisten Bildern die-
ses Zimmers vorgezogen. Wir haben gerade
solche Grotten in der Natur gesehen, un-
weit volkreicher Straßen und an vielbetrete-
nen Pfaden; daß aber ein Wanderer dabei
verweilt und sich des Anblicks gefreut hätte,
haben wir nicht bemerkt; ja uns selbst hat
der Gegenstand in der Natur weniger ange-
zogen, als im Gemälde. Was ist hier das
Band höherer Theilnahme? Man hört dar-
auf mancherlei, aber wenig Befriedigendes,
antworten; vom Künstler lesen wir folgendes:

„An einer Stelle der Stadtmauern
»Rom gab es einst, als Rom noch Rom

»war, Nebenkammern für die Soldaten; jetzt
»sieht man nur noch einige ganz verfallene
»Gewölbe, wie tiefe Felsenlöcher. Da mag
»denn wol der Wind mit dem vielen Staube
»zuweilen etwas fruchtbare Erde hineinwe-
»hen und einigen leichten Gras = Samen:
»denn es wächst allerlei langes Kraut und
»Gras aus den Spalten, daß aber, aus
»Mangel an Luft und Feuchtigkeit, bald ver-
»dorrt, todt und traurig herabhängt, daß
»Dede der kahlen Steine noch schauriger
»macht, und oft wie der ergraute Bart der
»alten Steine aussieht. Wenn ich in den
»warmen Sommernächten, auf einsamen Spa-
»ziergängen, an diese Grotten kam, verweilte
»ich oft mit größtem Wohlgefallen bei dem
»Anblicke der großen Glühwürmer, (luc-
»cioli) die an den alten Bärten in der Tiefe
»herumschwärmten, und in der beweglichen
»Beleuchtung ihres goldnen Glanzes die aben-
»teuerlichsten Erscheinungen in das schaurige
»Dunkel brachten. Zum Andenken malte ich

»mir eines dieser verfallenen Gewölbe; aber
 »wer kann das ewig Wechselnde malen, was
 »die Natur, zu eigener Belustigung, unnach=
 »ahmlich zaubert! —»

XXXVII.

Eine andere Grotte erinnert an die ungeheuern Zirkelgänge des Coliseums in Rom. Ein hochgewölbter breiter Gang in schönem Bogen, an dem, durch alle Verletzungen der Zeit und alle Ergänzungen verwilderter Natur hindurch, man die großen Formen der schönen Baukunst erkennt, und der jetzt die Wohnung wilder Thiere geworden ist. Eine Löwin deckt mit ihrem Leibe und ausgestreckten Laken ihre Jungen, und blickt grimmig den Beschauer an, als eines Angriffs von ihm gewärtig. Tischbein hat Thiere dieser Art mit ganz besonderer Sorgfalt beobachtet und studirt, und malt sie lebendig hin in ihrer schauerhaften Eigen-

thümlichkeit; hier macht diese Wildheit noch größern Eindruck durch die Wahl des Ortes.

XXXVIII. XXXIX.

Abstechendere Contraste lassen sich nicht leicht denken, als in dem Uebergange von jenem blutig = grausamen Thiere, in den einsamen Trümmern hoher Palläste, zu dem geselligen Liebesleben idyllischer Schäfer auf dem Blumentepich der verjüngten Natur. — Aber das Reich der zarten Schönheiten besitzt der auffallenden Contraste so viele, daß wir aus seinen Grenzen nicht hinaus zu treten brauchen, um uns der Abwechslung zu erfreuen. Tischbein, der am liebsten in der heitern Unschuldswelt der Idylle verweilt, hat die Contraste selbst der zartesten Empfindungen des menschlichen Herzens so tief gefühlt, daß sie seine Einbildungskraft lange beschäftigt zu haben scheinen. Wir finden in seinem Portefeuille sogar eine geschriebene Idylle, worauf mehrere Bilder dieser

Sammlung Bezug haben, und worin die Vorstellungsart des zärtlichen Schwärmers von der Liebe und den Schönheiten der äußern Natur, der des muntern und launigen Jünglings entgegengesetzt und mit Zartheit durchgeführt wird. Zwei schöne Bilder bezeichnen diese Absicht sehr treffend.

Der fröhliche Schäfer, (XXXVIII.) ein Adonis oder Meleager an Körperformen, steht bequem an einen langen Steinsitz angelehnt unter Bäumen und Reben, und unterhält sich mit zwei reizenden Mädchen, die Kränze gewunden und ein Körbchen mit Blumen vor sich stehen haben; die eine umarmt ihn scherzend, während die andere aus Discretion sich etwas zu thun macht; er scheint eben auf der ländlichen Schalmei ihnen beliebte Melodien geblasen zu haben; die Gegend ist lachend und südllich, die Luft warm, der Schatten labend, der Müßiggang reizend — — wer möchte ihm nicht Gesellschaft leisten und seine Fröhlichkeit theilen?

Wer erkennt sie nicht für den unschuldigen Leichtsinn, der keine Nebenabsicht kennt, und sich in dem einfachen Genusse des Augenblicks gefällt? —

Der ernste zärtliche Schwärmer (XXXIX.) wird für gefährlicher gehalten, und das Sprichwort: „Stille Wasser gründen tief,“ ist der gebräuchliche Ausdruck für das, was man von ihm fürchtet. Der Künstler hat hier den Vorhang weggezogen. Man sieht den zärtlichen Schwärmer in dem gefährlichen Augenblicke des Abschieds; er und seine Schäferin sind in Jugend und Schönheit wie für einander geschaffen; sie beugen sich im zärtlichen Schmerze zu einander; die Arme umschlingen sich, die lockigen Häupter berühren sich. — Alles, was sie umgiebt, die Natur selbst, theilt ihre Empfindungen; über ihnen neigen eine ernste Eiche und eine melancholische Fichte ihre Wipfel und Aeste zusammen, und die Lüfte rauschen ein Klage Lied darein; zwei Schäfschen zu

ihren Füßen neigen traurig die Köpfschen klagend zusammen; ja selbst die krummen Schäferstäbe verschlingen sich zärtlich oder parodirend mit den Köpfen. Es herrscht nur eine Empfindung überwältigend in der ganzen Gegend; sitzen nicht schnäbelnde Vögel in den schattigen Zweigen? — Doch in der allgemeinen Zärtlichkeit liegt mehr, als der Schmerz des Abschiedes. Der Beschauer überläßt die Liebenden ihren Umarmungen, um sich weiter umzusehen.

XL. XLI.

„Wie der wandernde Mann, der vor dem
Sinken der Sonne

„Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwin-
dende, faßte,

„Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite
des Felsens

„Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke
nur wendet,

„Eilet es vor und glänzt und schwankt in herr-
lichen Farben:

„So bewegte vor Herrmann die liebliche Bil-
dung des Mädchens

„Sanft sich vorbet, und schien dem Pfad' ins
Getreide zu folgen.“

Diese Stelle aus Göthe's *Herrmann und Dorothea*, wie sie mit den warmen Farben tiefer Sehnsucht der Liebe gemalt ist, erklärt uns, bei den zwei folgenden Bildern, die Absicht des Meisters, die Verschiedenheit der Empfindungsart jener beiden Schäfer, in den unwillkürlichsten Spielen der Einbildungskraft und traumähnlichen Erscheinungen, scharf zu bezeichnen; und, wahrlich! er hat aus der Seele jedes Beschauers, aus den geheimsten Erinnerungen seiner Jugend, die Töne seiner Farben genommen.

Wir denken uns den fröhlich genießenden Müßiggänger, der auf jenem Bilde die Flöte verließ, um den Lohn in der scherzenden Umarmung eines der beiden Mädchen zu

genießen; sie ist seines Herzens Erwählte, sie erfüllt seine Seele in lachenden Bildern, die ihn auch, entfernt von ihr, umgaukeln. So liegt er auf weichem Rasen, am heißen Mittag, im Schatten einer Linde; sein Auge taucht in des weiten Himmels tiefe Bläue wie in ein Meer des Entzückens; die süßen Bilder der letzten Umarmung schweben ihm vor, sein feuchter Blick verwirrt sich in den wallenden Lüften, und in tausend durcheinander schwimmenden Kreisen erscheint ihm das Bild der Geliebten, mannichfaltig nach den unbewußten Erinnerungen, aber immer in dem magischen Farbenschimmer des blendenden Sonnenglanzes. — So sehn wir hier, auf Tischbeins Bilde, (XL.) tausend glänzende verschwimmende Kreise, und in den innersten, deutlichsten, lebhaftesten schöne Mädchenköpfe, in mannichfaltigen Stellungen, die in den glänzenden Ringen eben nur herauszublicken scheinen, um gleich wieder zu verschwinden. Rings umher erkennt

der geblendete Blick nichts mehr deutlich; die anmuthige Gegend, die Küsten und Hügel und das Meer scheinen in Nacht versunken; nur der dunkelrothe Horizont und sein Widerschein im Meere lehrten den Träumer, daß er lange geträumt hat, daß es wirklich schon Nacht ist, und die heitern Sonnen nur seine Seele erhellen und erwärmen. —

Nicht so der andere Schäfer, der tiefbewegte zärtliche Schwärmer. Wir haben ihn beim Abschiede gesehen; ein Abschied wie dieser will Zeit haben, auch mochte die Sonne schon ihren Weg wieder abwärts nehmen, als der Schäfer noch traurig der langen Stunden bis zum Wiedersehen am Abend gedachte, gesenkten Blickes langsam einherwandelnd, als betrachte er die einzelnen Tropfen, die seinem Auge entfallen. Aber nicht nach außen, nach innen ist sein Blick gerichtet, in die Tiefe seiner ergriffenen Seele; auch betrachtet er nichts, er fühlt und em-

psindet nur, und empfindet und fühlt nur seine Liebe, und die Leiden der Liebe sind seiner glühenden Phantasie ein schmerzlich-süßes Spiel; denn was wäre dem verliebten Schäfer die Liebe, wenn sie nicht süße Schmerzen brächte! Doch die Geliebte soll ja bald erscheinen; wehmüthig, aber selig, erhebt er den Blick:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?

„Goldne Träume, kommt ihr wieder?

„Weg, du Traum, so Gold du bist!

„Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Mit hochklopfendem Herzen blickt er zu den hohen Tristen hinauf, von denen sie heimkehren soll. Dort hat sich schon die Sonne hinter die Berge hinabgesenkt; Aurorens rosenfarbiger Schleier breitet sich am dunkeln Himmelsgewölbe aus; die zärtliche Farbe belebt ihm das Bild der zarten, sanften, bescheiden lächelnden Geliebten am Himmel selbst. Sein thränenfeuchter Blick schwimmt in dem Rosenmeer, seine ganze tiefbewegte

Seele scheint hinaufgezogen zu werden in den Himmel, sein Auge hängt unaussprechlich selig an dem Anblicke. — Der Meister hat's ihm aus der Seele gestohlen, und da schwebt es in dem Rahmen (XLI.): sanfte, zarte, fast sehnsüchtige, aber bescheiden und sittsam blickende Mädchenköpfe, mannichfaltig gewendet, umhaucht von rosenfarbnem Aether; und rings umher ist braune Nacht, im Thal und auf den Bergen. — Aber im Himmel ist's ewig rosenroth, — da wohnt des Schäfers Liebe.

Da hängen beide Bilder vor dir; du betrachtest sie lächelnd. Treten dir eigne süße Bilder aus dem Schoße der Erinnerung vor die Seele? Wohin wenden sie sich? Zu dem sanften Magnete? zu den glühenden Sonnen? — —

XLII.

— Wie? du wendest den Blick ab? zur Seite hin? — Unbesonnener! Du bist erwacht aus den süßen Träumen, und hast

nun wieder die bunte Welt vor dir. — Doch die Wirklichkeit ist hier nicht schal und leer: „Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Eine große Landschaft, etwa 3½ Fuß hoch und 4 Fuß breit. Rechts im Bilde schließt sich eine sehr schöne Gruppe südlicher Bäume, eine immergrüne Eiche, eine Cypresse, eine Pinie und eine Palme, schlanke, hochstämmige Prachtbäume, auf einer Felsen-erhöhung reizend zusammengestellt, an einen noch höhern Felsen an. Links im Bilde gleichfalls ein hoher, sanft absinkender Felsen, der sich in Wald und Ebene verläuft. Aus dem Walde tritt ein breiter Strom in weiten Krümmungen hervor, und ergießt sich ins Meer, auf dessen Horizonte sich in schönen Formen einzelne Inseln erheben, wie man sie aus der Grotte der Circe sieht und von andern hohen Gesichtspunkten am Mitteländischen Meere. Weit und offen sieht man hier das Meer; reich, üppig und mannichfaltig die sanft gestreckten hügeligen Land-

zungen in den vielen Krümmungen des Stromes; still und heimlich die Schatten des Waldes und die, aus den ruhig breiten Fluthen wiederstrahlenden Bilder einzelner, auf kleinen Inseln vorragender, dickblaubter, kräftiger Eichen.

Im Vorgrunde sieht man links eine Gruppe Schafe und Ziegen, von den schönsten ihrer Art, rechts aber Müßiggänger einer ganz andern Gattung. Eine große Menge schöner Nymphen nämlich hat sich am Hügel auf weiches Moos gelagert, einem Schäfer zuzuhorchen, der die Flöte bläst; ein anderer Schäfer scheint unterdessen lose Scherze zu treiben. Auch Satyre sieht man die Schönen im Horchen stören; einige volle rothbackige Knaben spielen mit einem gefangenen Hasen, und einladende südliche Früchte sind auf dem Rasen zusammengetragen.

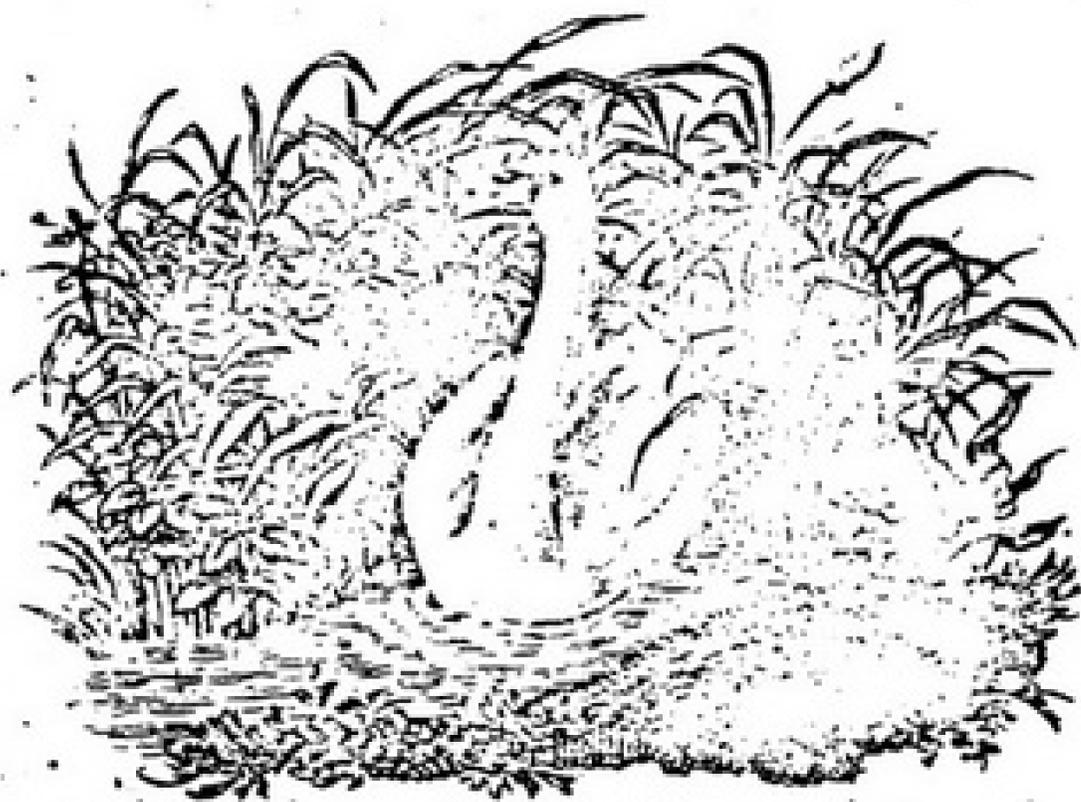
Wie diese große Landschaft gewissermaßen den Schlußstein der ganzen Sammlung kleiner Bilder macht, und darum wesentlich

zu ihr gehört, so wähnt man hier in der Nymphen = Gruppe die wirklichen Modelle jener frühern reizenden Traumbilder zu sehen. Man schaut sich verwundert um in dieser artigen Gesellschaft; man glaubt hier Gestalten wirklich wieder zu sehen, deren Bekanntschaft man im Traume machte. Der muntre Schäfer ist hier recht zu Hause; aber wo finden wir den zärtlich schwärmenden? — Wenn wir nicht irren, so hat er sich mit der Geliebten aus diesem allzubunten Hausen in die Einsamkeit geflüchtet; denn oben, unter den fremden Bäumen, sieht man, bescheiden angedeutet, zwei einsame Gestalten, die nicht zweifeln, daß man unter solchen Umständen «ungestraft unter Palmen wandeln dürfe.» — Wie ungestraft aber auch der Zuschauer die vielen reizenden Nymphen, die ihn früher einzeln entzückten, hier beisammen betrachten darf, das ist eine andere Frage, und es läßt sich denken, daß die Träume ihn wieder leise beschleichen werden, und daß

nun er selbst Sonnen sehen wird, und jede Sonne mit einem andern Gesichtchen ihn anlächeln und das reizende Chaos ihm bald die Sinne verwirren wird. —

Um solches Uebel zu verhüten, und das erregte Blut abzukühlen, theilen wir ihm des Meisters ruhige Anmerkung zu diesem Bilde mit: «Hier sollte sich Alles vereinigt
»finden, was einzeln schön ist, und verbun-
»den eine schöne Landschaft macht. Die Erde
»im Frühlingschmuck, das große Meer mit
»Inseln und Vorgebirgen, Flüsse, die sich
»durch Thäler winden, Hügel, Gebüsche,
»Berge und Bäume. Auf eine Anhöhe stellte
»ich die Baumgruppe zu Frascati: eine
»Cypresse, eine Pinie und eine große immer-
»grüne Eiche, denen die hinzugefügte Palme
»nicht fehlen durfte, da sie den großen Strauß
»vollkommen ründet. Alles Schrofne in den
»Felsen habe ich vermieden, ließ die Linien
»der Hügel allmählich steigen und sinken, und
»die Ebenen sich hintereinander verlaufen, daß

» nichts Ediges und Hartes das Auge belei-
 » dige. Zu diesen Schönheiten der Landschaft
 » mußte sich schönes Leben gesellen; ich dachte
 » mir Gestalten, wie sie der erregten Einbil-
 » dungskraft vorschweben, wie man sie in
 » Büschen, auf sonnigen Hügeln, unter Bäu-
 » men gelagert; oder in kühlen Grotten ah-
 » net, Nymphen, Faunen, Satyre, Schäfer
 » und Schäferinnen, zusammengelockt durch
 » die weichen Töne und sanften Melodien ei-
 » nes ländlichen Flötenspielers. »



F. A. 1826